

BETTINA OBERLI

IHRE FILME BEZAUBERN UND VERSTÖREN.
DIE REGISSEURIN UND ZWEIFACHE MUTTER ERKLÄRT,
WARUM IHR BERUF MIT JEDEM WERK
IMMER SCHWIERIGER WIRD.

INTERVIEW Daniela Fabian FOTOS Gian Marco Castellberg



“Ich muss lernen, mit der Versagensangst umzugehen. Sonst werde ich eines Tages keine Filme mehr machen können.”

BETTINA OBERLI

Pullover von Gant, Hose von Diesel, Schmuck Eigentum von Bettina Oberli.



Als Bettina Oberli ein kleines Mädchen war, spielte sie mit Muscheln am Strand, hüpfte im lauen, türkisfarbenen Meer, baute Burgen aus unzähligen Sandtürmchen, träumte unter tiefhängenden Palmwedeln von orange gestreiften Anemonenfischen und blauen Seesternen. Und wenn sie sich langweilte, jagte sie mit ihrem grossen Bruder schwarzen Käfern hinterher. So in etwa müssen wohl die ersten fünf Lebensjahre der erfolgreichsten Regisseurin der Schweiz gewesen sein: verspielt, unbeschwert und umgeben von unverdorbener Natur. Die Tochter eines Chirurgen, der in der Entwicklungshilfe tätig war und mit seiner Familie auf der Südseeinsel Samoa stationiert war, wuchs auch ohne Fernseher auf. Keine seichte Zerstreuung, welche die Fantasie und die Vorstellungskraft der Kleinen verblöden liess. Hervorragende Voraussetzungen für die spätere Kunstschülerin, die eigene Geschichten erfinden und Bilder erschaffen wollte.

Als die Kinder schulpflichtig wurden, kehrte die Familie in die Schweiz zurück, ins Haslital im Berner Oberland. Von Samoa nach Meiringen? Das muss ein gewaltiger Kulturschock gewesen sein! Mit sechzehn verliess Bettina die Berge, zog allein nach Bern, absolvierte die Mittelschule und danach die Filmfachklasse der Kunstgewerbeschule in Zürich. Da wohnten ihre Eltern schon längst wieder weit weg, auf den Salomon-Inseln. 2006 gelang der heute vierzigjährigen Regisseurin mit den «Herbstzeitlosen» der Durchbruch, der sie über die Landesgrenzen hinaus bekannt machte und das Kino-Publikum bezauberte: Nach Rolf Lyssys «Die Schweizermacher» war «Die Herbstzeitlosen» mit 600 000 Zuschauern der zweitfolgreichste heimische Spielfilm aller Zeiten. Anfang September kommt nun «Lovely Louise», Oberlis vierter Streich, auf die Leinwand.

Es ist die Geschichte von Louise und André, einem schüchternen, verstockten Taxifahrer, der mit über fünfzig noch immer bei seiner anspruchsvollen, verbitterten Mutter wohnt, unfähig, die achtzigjährige Dame zu verlassen, um auf eigenen Beinen zu stehen und erwachsen zu werden. Die schonungslose Wahrheit über das Altern, die Furcht vor Eigenverantwortung und die Sehnsucht der Menschen nach Liebe und Anerkennung werden von Stefan Kurt, 53, und Annemarie Düringer, 87, herzerreissend komisch und tragisch zugleich gespielt. Fazit: Das Alter ist grausam. Und wer nicht selbstbestimmt seinen Weg geht, verpasst die schönsten Momente. Aber «Lovely Louise» handelt auch von verlassenen Kindern. Bettina Oberli sagt: «Ich habe immer das Gefühl, ich würde keine Filme über mich machen.» Aber wer weiss: Vielleicht ist es eigentlich genau das.

Schweizer Illustrierte Style: Wenn Sie nochmals Teenager wären, was würde die sechzehnjährige Bettina über die Frau sagen, die Sie heute sind?

Bettina Oberli: Oh, hm. (Denkt nach, lächelt und zupft an einem filigranen Anhänger, den sie um den Hals trägt.) Sie würde sagen: «Das ist aber ein schönes Ketteli!» (Lacht.)

Hat dieses Schmuckstück denn eine besondere Bedeutung für Sie?

Es sind zwei in Gold gegossene Ginkgoblätter. Ich war 2007 für die Japan-Premiere von den «Herbstzeitlosen» mit der Schauspielerin Stephanie Glaser in Osaka, und der Ginkgobaum hat uns mit seiner Schönheit auf Anhieb fasziniert. Ich nahm sogar einige Blätter davon mit nach Hause und habe sie getrocknet. Diesen Anhänger kaufte ich mir nach der Premiere von «Anna Karenina», die ich dieses Frühjahr am Theater Basel inszeniert habe. Stephanie hatte sich nach jeder Erstaufführung ein kleines Schmuckstück gegönnt, diese Tradition führe ich nun weiter.

Bald wird Ihr neuester Film, «Lovely Louise», uraufgeführt. Sind Sie aufgeregt?

Ich freue mich sehr. Es ist aber auch ein bisschen so, als würde mein Film ungeschützt in die Welt hinausgeworfen. Natürlich will und kann man keinen Spielfilm machen, der allen gefällt. Aber Kritik kann auch sehr verletzend sein. Besonders, wenn man so lange an etwas gearbeitet und dafür auch ein Stück weit sein Inneres nach aussen gekehrt hat. Es wird eigentlich von Mal zu Mal schlimmer: die Angst vor dem Bewertetwerden, das Ausgeliefertsein, die Möglichkeit, heruntergemacht zu werden durch böartige Kommentare. Aber in der Schweiz ist es noch erträglich, und ich dachte, mit den Jahren würde ich gelassener. Das ist leider nicht der Fall. Im Gegenteil: Ich werde immer paranoider, dünnhäutiger. Allerdings hatte ich bis jetzt häufig Glück mit den Reaktionen auf meine Arbeit.

Was tun Sie gegen Versagensangst?

Ich muss lernen, damit umzugehen. Sonst werde ich eines Tages keine Filme mehr machen können. Ich habe enge Freunde, mit denen ich mich austausche. Mein Büro teile ich mit «Das Fräulein»-Regisseurin Andrea Staka, meine Drehbuch-Mitautorin Petra Volpe ist ebenfalls da für mich, beide kennen dieselben Probleme, das hilft. Zudem habe ich einige gute Kollegen, die zwar nicht Regie führen, aber auch Kunst machen. Sie können diese problematischen Gefühlszustände gut nachvollziehen.

Auch die vor zwei Jahren verstorbene Stephanie Glaser war Ihre Freundin. Als Martha in «Die Herbstzeitlosen» sorgte sie 86-jährig für unvergessliche Leinwandmomente. Wie sehr vermissen Sie sie?

Stephanie fehlt mir sehr. Ich träume immer noch oft von ihr, schöne Dinge, dass sie noch unter uns ist. Sie war ein richtiger Kumpel. In meinem Beruf ist das ein grosses Geschenk. Es ist nicht einfach,

mit mir befreundet zu sein, weil ich durch ein Projekt monatelang absorbiert bin, unerreichbar, auch innerlich. Stephanie war loyal, sie war einfach da.

Sie haben jetzt eine Tragikomödie gedreht über die traurige Seite des Alters, über Lebenslügen und die lähmende Angst vor Liebesverlust, die einen daran hindert, unabhängig zu werden. Wie kamen Sie auf diese Themen?

Ich wollte nicht eine Art «Herbstzeitlosen 2» drehen, sondern etwas über alte Leute aus der Perspektive der Kinder. Meine vorheriger Spielfilm «Tannöd» war ja eine düstere, schwere, von Grauen und Tod durchtränkte Produktion, ein Film wie ein dunkler Sog, dem man sich

“Vielleicht idealisiere ich Künstlerpaare, aber für mich ist das der Gipfel der Romantik: zusammen leben, zusammen Kunst machen.”
BETTINA OBERLI

nicht entziehen konnte. Der Dreh hätte damals nur acht Wochen dauern sollen, es wurden acht Monate daraus. Wir arbeiteten in eisigen Winternächten im Wald, mussten immer wieder unterbrechen, Schauspieler fielen krankheitshalber aus, es gab Schnee, Unfälle – ein Albtraum ohne Ende. Nach diesem Thriller hatte ich wieder Lust auf etwas Leichtes, das im Kern jedoch eine wichtige Aussage hat. «Lovely Louise» handelt auf lustige und tragische Weise davon, was man seinen Kindern antut. Die alte Frau ist so mit sich selbst beschäftigt, mit ihrem Lügengebilde, das sie errichtet hat, dass sie ihre Söhne – Louise hat einen zweiten unehelichen Sohn in Amerika zurückgelassen – gar nicht wahrnimmt.

Sie scheinen in Ihren Geschichten auch Autobiografisches zu verarbeiten. War es so schwierig für Sie, den eigenen Weg zu finden?

Nein. Mich beschäftigt die Frage: Wie kann man frei sein und aufbrechen, wenn man sich gleichzeitig nach Zugehörigkeit und Halt sehnt? Die Ideen zu den Figuren finde ich schon in meinem Umfeld. Vor allem die Frauen in meiner Familie prägten mich. Meine Grossmutter aus dem Emmental – sie ist jetzt 94 – ist eine tolle Persönlichkeit, die ich sehr liebe. Aber sie konnte auch richtig böse sein. Stark und dominant, sie hatte alle in ihr Netz eingesponnen. Meine andere Oma arbeitete in Brienz als Lehrerin, sie rauchte lange Zigaretten, trug violetten Lidschatten und fuhr jeden Tag in ihrem VW Golf in die Schule zum Unterricht. Im Dorf verstand keiner, warum die Gattin des Notars arbeiten ging. «Die hätte das doch nicht nötig!» Doch sie foutierte sich darum – eine imposante Person. Louise setzt sich aus Splittern all dieser Charaktere zusammen.

Bis Sie einen Film ganz fertig haben, vergehen durchschnittlich drei Jahre. Das Schreiben des Drehbuchs dauert bis zu zwei Jahren, Sie müssen Geld für die Realisation auftreiben. Steht die Finanzierung, wird acht Wochen lang gedreht. Und in rund fünf Monaten schneiden Sie alles schliesslich zusammen. Was machen Sie am liebsten: ein Drehbuch entwickeln, Regie führen oder editieren?

Drehen. Mit Schauspielern zu arbeiten, ist für mich der schönste Teil.

Filmen sei Raubbau am eigenen Körper, sagen Sie. Ist es einfacher, wenn man seinen Liebsten an seiner Seite hat, der Franzose Stéphane Kuthy ist nicht nur seit je Ihr Kameramann, Sie sind auch miteinander verheiratet. Stéphane ist eine grosse Stütze. Vielleicht idealisiere ich Künstlerpaare, aber ich wollte schon immer so leben. Wie Camille

“Ich dachte, mit dem Alterwerden würde ich immer gelassener, das ist leider nicht der Fall. Ich werde immer dünnhäutiger.”
BETTINA OBERLI

Styling: Martina Russi, Stylingassistent: Kristin Müller, Hair und Make-up: Julia Ritter, Fotoassistent: Rita Vollenweider

Bluse von Hugo, Hose von Sandro, Schmuck Eigentum von Bettina Oberli.

Claudel und Rodin, Niki de Saint Phalle und Jean Tinguely. Für mich ist das der Gipfel der Romantik: zusammen arbeiten, zusammen Kunst machen.

Nicht nur Kunstwerke – Sie haben auch zwei kleine Söhne.
(Nickt.) In der Arbeit ist Stéphane schon in der Anfangsphase involviert und kann von Beginn an starken Einfluss nehmen. Wir verwenden dadurch viel Zeit auf die visuelle Ausarbeitung. Wir kennen uns halt sehr gut.

Wie fanden Sie zueinander?
Ich verpflichtete Stéphane für meine Abschlussarbeit an der Schule für Gestaltung, den Kurzfilm «Supernova». Das war vor dreizehn Jahren. Aber auch wenn wir kein Paar geworden wären, würde ich mit ihm drehen wollen. Mein Mann ist sensibel, künstlerisch begabt, doch er presst einem seinen Look nicht auf, weil er die Gabe besitzt, auf Inhalte einzugehen. Wir sprechen viel zusammen. Ich glaube nicht, dass wir später eines dieser Paare werden, die sich anschweigen, so viel, wie wir immer zu bereden haben.

Sie Glückliche, das tönt wirklich romantisch!
Ja, es ist ein grosses Glück. Aber natürlich gibt es auch bei uns ein Auf und Ab.

Stéphane ist ein moderner Mann, der die gemeinsame Betreuung Ihrer Buben sehr ernst nimmt, sagen Sie.
Für mich wäre etwas anderes gar nicht vorstellbar. Natürlich kommen bei uns auch Diskussionen vor, nicht alles läuft reibungslos. Aber wir haben Freunde und Nachbarn, die einspringen können, und wir übernehmen im Gegenzug deren Kinder. Manchmal sind wir erschöpft und am Limit, wie alle Eltern. Aber diesmal drehten wir die meiste Zeit in Zürich, wo wir wohnen, das machte es einfacher. Meine Mutter hat geholfen. Unsere Söhne gehen zwei Tage pro Woche in den Hort, und ab und zu haben

wir eine Babysitterin. Bei «Tannöd» drehten wir in Deutschland, damals nahmen wir die Kinder einfach mit. Ich habe aber schon einige Angebote abgelehnt, weil unsere Söhne mit sechs und zehn noch zu klein sind, Stéphane verzichtete genauso. Es braucht von beiden ein klares Bekenntnis zur Familie. Wir haben beide Ja gesagt dazu.

Andere Mütter kommen ohne Job an ihre Grenzen. Wie schaffen Sie es, Ihr intensives Pensum scheinbar so gelassen zu bewältigen?
Ich habe wirklich ganz liebe Jungs, sie sind nicht anstrengend. Aber dass es schwierig ist, die Kräfte richtig einzusetzen, gilt für mich wie für andere Eltern auch. Deshalb hege ich besonders für alleinerziehende Mütter oder Väter grössten Respekt.

“Wer weiss denn, ob ich eine gute Mutter bin? Für mich ist eine echte Beziehung zu meinen Kindern essenziell.”
BETTINA OBERLI

Wann sind Sie strenger, als Regisseurin oder als Mutter?
Im Beruf. Der Druck ist einfach anders. Bei der Erziehung habe ich ein Urvertrauen in den gesunden Menschenverstand. Ich glaube an das Prinzip «trial and error» und an einen wachen Instinkt. Bei Filmen ist das viel fragiler. Die Leute bezahlen für ein Ticket, nehmen sich Zeit. Da kann ich nicht einfach etwas auf den Markt schmeissen. Ich trage eine Verantwortung, auch für die hohe Summe, die Kinoproduktionen kosten. Bei «Lovely Louise» ging das in die Millionen.

Sie sind ohne TV-Gerät aufgewachsen, und angeblich sehen Ihre Söhne nicht fern. Warum?
Wir hatten keinen Fernseher, und wir waren nicht die Einzigen. Ich verurteile das TV-Schauen nicht, mich stört die Werbung, besonders auf den sogenannten Kinderkanälen. Zudem kann Fernsehen ganz schön apathisch machen. Gerade Kinder.

Was ist Ihre beste Qualität als Mama?
Wer weiss denn, ob ich eine gute Mutter bin? Für mich ist eine echte Beziehung zu meinen Kindern essenziell. Das ist das A und O. Und dass man humorvoll ist. Wenn man ein Baby bekommt, kann man sich nicht vorstellen, wie tief die Verbindung wird, sie entsteht erst mit der Zeit. Es ist wichtig, sich wirklich für seine Kinder zu interessieren, und dass man sie ins eigene Leben integriert.

Sie erzählten, wie viel Mut es braucht, sich mit einem neuen Œuvre zu exponieren. Regisseurinnen sind rar, weil der Beruf ihnen viel Kraft abverlangt. Wie schaffen Sie es dennoch, immer wieder grosse Projekte zu stemmen?
Bis jetzt war die Lust, das Bedürfnis – oder besser gesagt: die Notwendigkeit –, eine andere Welt zu bauen, mit Schauspielern zu arbeiten, etwas zu zeigen, grösser als alle Widerstände. Ich habe meine Berufswahl nie hinterfragt, ich wollte und will das tun.

Was für ein Verhältnis pflegen Sie zu Ihren Eltern?
Meine Mutter blühte mir ein, mich nie von einem Mann abhängig zu machen, einen Beruf zu erlernen und meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als ich mich entschied, an die Filmschule zu gehen, lebten meine Eltern bereits wieder im Ausland, weit weg, auf den Salomon-Inseln, südöstlich von Neuguinea im Südpazifik. Sie arbeiteten als Entwicklungshelfer, mein Vater war Arzt, ein Chirurg. Ich löste mich früh, weil sie

laufend wieder fortgingen. Als Teenager wollte ich schliesslich selber weg: Raus aus Meiringen, der Ort wurde mir zu eng. Ich zog allein in die Stadt, nach Bern in ein Wohnheim, das an eine Mittelschule angeschlossen war.

Das stellen wir uns lässig vor. Haben Sie die Zeit genossen?
Und wie! Ich dachte, ich sei in New York! (Lacht.) Für mich ging eine Welt auf. Danach bestand ich die Aufnahmeprüfung an die Kunsthochschule in Zürich und landete in der Filmklasse. Das war natürlich nochmals eine Steigerung dieses aufregenden Freiheitsgefühls. Mein frühes Ablösen vom Elternhaus bestimmt sicher unbewusst die Themen in meinen Filmen wie in «Lovely Louise». Dort spielt zwar ein fünfzigjähriger Mann die Hauptrolle, aber das hat auch mit mir zu tun: diese Lust und Unerlässlichkeit, wegzugehen, und gleichzeitig Angst davor zu haben.

Wie erholen Sie sich nach getaner Arbeit?
Jetzt ist Sommer, und wir fahren alle zusammen in die Ferien. Als ich letzten Winter in Hamburg am Schneiden war und «Längizyti» hatte, schwor ich mir, dass ich die letzten Monate, die unser Jüngster noch im Kindergarten verbringt, daheim sein werde. Jeden Tag. Das habe ich geschafft. Es war gut und wichtig für die ganze Familie. So erhole ich mich gleichzeitig. Ich löse mich komplett von dem, was vorher war.


Die neuseeländische Star-Regisseurin Jane Campion sagt, unsere Träume und Sehnsüchte seien substanzieller für unser Leben als alles, was für uns bereits in Erfüllung ging.
Sehnsucht ist ein extrem starker Antrieb. Wenn ich Filme mache, hat das mit dem Verlangen zu tun, etwas zu erreichen und zu transportieren: dass die Zuschauer in die von mir kreierte Welt eintauchen können. Der Mensch sehnt sich nach

einem erfüllten Leben, mit Familie, einem Zuhause, aber wir haben auch einen Teil in uns, der dieses Glück zerstören muss. Ich glaube, wir sind zwischen diesen beiden Sehnsüchten immer hin- und hergerissen. Ab einem gewissen Punkt halten wir unser eigenes Glück nicht aus. Durch meinen Beruf kann ich das für mich kanalisieren. Meine Arbeit als Regisseurin erlaubt mir, Parallelwelten zu erschaffen. Ich darf dort Dinge erfinden und ausleben, die ich in der Realität nicht mehr zu tun brauche. Deshalb ist es unentbehrlich für mich.

In der Wohnung in Meiringen, wo Sie aufgewachsen sind, gab es angeblich einen besonderen Ort, den «Sehnsuchtsraum». War das auch so eine Art Parallelwelt?
Wir nannten ihn den «Pazifikraum». Während meiner ersten fünf Lebensjahre wohnten wir auf Samoa. Das Südseezimmer diente als Bibliothek, mit grossen Gläsern, in denen schwarze, ekelhafte Käfer aufbewahrt wurden. Es gab Muscheln und Korallen, Landkarten und Fotografien, einen Teppich aus Kokosfasern, Sessel. Damit hielten wir die Erinnerungen wach.

Sprechen wir zum Schluss nochmals über die Liebe.
Haben wir darüber nicht schon genug gesagt? (Seufzt.)

Wie schafft es ein langjähriges Paar, das eng zusammenarbeitet und Kinder grosszieht, seine Liebe über all die Jahre hinwegzueretten?
Das wüsste ein Psychotherapeut besser. Muss man die Liebe überhaupt retten? Das tönt nach mühsamer Arbeit. Sie ist doch etwas Leichtes. Entweder sie ist da oder nicht.

Und manchmal verschwindet sie.
Ja, manchmal verschwindet sie. Dann ist es vorbei. Oder man versucht, sie zu retten. Aber solange sie da ist, ist es gut. 

6 REGIE-PREZIOSEN STARKE BILDER, TIEFE GEFÜHLE: DAS SCHAUT DER PROFI

AN ANGEL AT MY TABLE (1990)
«Preisgekröntes Meisterwerk der Neuseeländerin Jane Campion. Die visuelle Umsetzung der Story ist unglaublich stark!»



THE ARTIST IS PRESENT (2012)
«Die Dokumentation über die beeindruckende Performerin Marina Abramovic liess mich viel über Kunst verstehen.»



BREAKING THE WAVES (1996)
«Ich bewundere Lars von Trier, wie furchtlos er bereit ist, mit seinen Filmen so weit zu gehen. Grandiose Schauspieler.»



STRANGER THAN PARADISE (1984)
«Jim Jarmusch erzählt in seinen Filmen viel, ohne dass etwas passiert. Bei ihm habe ich einiges über das Handwerk gelernt.»



MY LIFE WITHOUT ME (2003)
«Eine todtraurige Geschichte, so erzählt, dass man sie trotzdem aushalten und etwas Positives mitnehmen kann. Tiefberührend.»



MELANCHOLIA (2011)
«Davon habe ich mich eine Woche lang nicht erholt. Gut möglich, dass Lars von Trier verrückt ist, aber dieses Werk ist revolutionär!»

